

Nr. 51. Bydgoszcz/Bromberg, 4. März 1938

Die Nacht von Havanna.

Ein Fünf-Autoren-Roman von
Horst Biernath, Hugo M. Kritz, Roland Marwitz, Hans Rabl, Wilhelm Scheider.

(4. Fortsetzung.)

Sie gingen geradewegs auf die beiden Männer zu. Tom küßte Alice entgegen jeder amerikanischen Sitte höchst korrekt die Hand, tippte Peggy mit der herablassenden Geste des großen Bruders auf die Schulter, was sie abscheulich fand, weil Mr. Bailie mit spöttischen Augen dabeistand. dann stellte er den Zweiten Offizier den beiden Damen vor.

Peggy nickte nur unmerklich und zog die eine Augenbraue sehr hoch und unnahbar empor. „Wo treibst du dich denn herum?" wandte sie sich streng an ihren Bruder. „Wir suchen dich schon den ganzen Vormittag."

„Ich habe eben ein paar Depeschen aufgegeben und wollte gerade zu euch kommen, da traf ich Mister Bailie. Er meint, daß wir schon in ein paar Stunden ein herrliches Wetter haben werden."

Toms Blick grüßte Alice. Er hatte noch kaum Gelegenhei gehabt, mit ihr allein zu sein. Im letzten Augenblick vor der Ausfahrt war ihm ein Paket mit Post an Bord gebracht worden und es hatte den halben Vormittag gedauert, bis er die wichtigsten Angelegenheiten durchgearbeitet hatte. Nun stand Alice vor ihm, abwartend und verbindlich, mit etwas gesenkten Lidern und ihrem beherrschten Gesicht, das immer ein wenig kühner und unternehmender wirkte, als Alice tatsächlich war.

Thomas Howard wollte mit Alice allein sein, und er wandte sich einfach an Peggy und sagte: „Hast du den Maschinenraum schon gesehen, Peg?" Natürlich ging Peggy ahnungslos in die Falle. Sie machte runde Augen. Nein. Kann man das? Das wäre fein!"

Tom lächelte ein wenig. „Mister Bailie wird dich gern herumführen, er hat es mir soeben angeboten, aber ich kenne das alles schon. Nicht wahr, Mister Bailie, Sie werden meiner Schwester die Maschinen zeigen?"

„Wie gern", sagte Bailie und sah Peggy durch die Wimpern hindurch scheinbar belustigt an.

Peggy wußte natürlich bereits, daß Mr. Bailie gerade einer jener Männer war, für die sie eine merkwürdige Schwäche hatte. Er hatte ein dunkles Gesicht, das von Luft und Sonne wie gegerbt erschien, einen starken breiten Mund mit blitzendem Gebiß und einige tiefe und markante Linien, die auf Energie und Zähigkeit schließen ließen. Um seine Augenwinkel standen wie Bündel kleiner spitzer Pfeile eben jene Fältchen, die seinem Blick den spottenden Ausdruck gaben und die offenbar niemals aus seinem Gesicht verschwanden.

Andererseits wußte Peggy natürlich auch, daß Männer wie dieser Zweite Offizier Bailie keine schwärmerischen Tanzstundenjünglinge waren, sondern Männer, die mit erstaunlicher Unerschrockenheit Dinge sagen oder, noch schlimmer, zu tun vermochten, die einem nichtsahnenden Mädchen einfach den Atem stocken ließen. Glücklicherweise fühlte sich Peggy Howard keine Sekunde ihres Lebens als ein nichtsahnendes Mädchen. Sie wußte jederzeit, was ihr von solchen Männern drohte, für die sie dennoch (oder gerade deshalb) eine Schwäche hatte. Und so nahm sie mit einer herausfordernden Kopfbewegung Toms Vorschlag an.

„Das ist sehr freundlich von Mister Bailie", sagte sie in einem Ton, als spräche sie zu einem Gepäckträger. „Wenn Sie wollen, können wir gehen."

Der Zweite Offizier verbeugte sich kurz und lächelte. Er fand sie entzückend.

Kaum hatten die beiden die Halle verlassen, stieß Tom einen befreienden Seufzer aus.

„Gott sei Dank, Alice, wir sind sie los. Er wird ihr jetzt zwei Stunden lang das Schiff zeigen und anschließend wird ihn Peggy zwei Stunden lang über den Sinn des Lebens befragen. Sie wissen doch: Peggys Drang nach philosophischer Erkenntnis. In Summa werden wir vier Stunden allein und ungestört sein."

„So lange bestimmt nicht", sagte Alice. „Ich habe noch nicht mal meine Koffer ausgepackt."

„Ach was, überlassen Sie das den Heinzelmännchen. Wir wollen jetzt einen Plantos Punch trinken, kommen Sie in die Bar. Nein, dort sind zu viele Leute. Wir gehen ins Schreibzimmer."

Dort war es still und ein wenig düster, nur ein alter Herr in Golfhosen und weißem Pullover saß an einem Schreibtisch und mühte sich mit einer laut kratzenden Feder.

Sie setzten sich in eine dunkle Ecke und klingelten nach dem Getränkesteward.

Alice warf immer wieder erstaunte Blicke auf Tom. Er war so heiter, so gar nicht ernst, sie erkannte ihn nicht wieder. Sie hatte ein wenig Angst gehabt vor diesem ersten Alleinsein mit ihm, denn nach dem kurzen und recht dramatischen Telephongespräch von gestern abend wußte sie wirklich nicht, wie sie über dieses peinliche Zwischenspiel hinwegkommen würde. Sie haßte es ja, das Leben zu dramatisieren. Sie hatte eine fanatische Liebe für Harmonie, und vielleicht war gerade dies der Grund, warum ihr so scharfe und schmerzliche Dissonanzen nicht erspart bleiben konnten. Daß sie dennoch insgeheim an ein menschliches Glück glaubte, war bei ihrer Jugend nur natürlich. Thomas Howard hingegen war Ende der Vierzig und er wurde immer sehr nachdenklich, wenn er das betrachtete, was junge Menschen Glück nannten. Und wahrscheinlich hätte er, wäre er fünfzehn Jahre jünger gewesen, Alice mit tausend quälenden Fragen bestürmt, wäre eifersüchtig gewesen, hätte gedroht, Geständnisse erpreßt, wäre in einen Abgrund von Bitterkeit gestürzt, um gleich darauf mit der schönen Unlogik verliebter Jugend zu den höchsten Gipfeln der Glückseligkeit emporzufliegen. Nicht, daß seine Gefühle weniger stark und heftig waren, weil er nicht so handelte. Er hatte nur gelernt, sich zu zügeln, er ließ sie nicht in sinnlosem Überschwang dahinrasen. Die Tatsache, daß die Frau, die er liebte, hier an Bord neben ihm saß, daß sie also doch gekommen und daß er stärker gewesen war als jene fremden Dinge, die sie zurückhalten wollten, diese Tatsache erfüllte ihn mit einer beglückenden Befriedigung.

Er sah keine Notwendigkeit, Alice nun noch der Peinlichkeit eines Kreuzverhörs auszusetzen.

Er hatte natürlich seine Ansichten über die Dinge. Er vermutete einen Mann, wahrscheinlich einen jungen Mann, der sich Rechte anmaßte, die ihm sicherlich nicht zukamen. Ebenso gewiß erschien es ihm, daß es keine ernsthaften Beziehungen gewesen sein konnten, und daß sie nun, da Alice dennoch gekommen war, aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht mehr bestanden.

Thomas Howard hatte also Grund, heiter zu sein. Und es erfüllte ihn mit Freude, wenn er sah, wie Alice befreit aufatmete, weil er über die Dinge hinwegging, die ihr nicht angenehm waren, wie ihre Züge sich erhellten, als wiche ein lastender Druck von ihr.

Sie nippte an dem Plantos Punch den er bestellt hatte, schüttelte sich, fand ihn herrlich und nahm einen großen Schluck.

„Nicht so hastig, mein Fräulein", sagte er lächelnd. Er sprach deutsch. Er hatte kurz vor dem Krieg ein paar Semester in Hedelberg studiert und hatte seitdem eine große Liebe für die deutsche Sprache. Er sprach behutsam und darum sehr korrekt und rollte die R in einer besonderen Art, die Alice reizend fand.

„Es ist schändlich, schon am Vormittag Alkohol zu trinken" sagte Alice in ihr Glas hinein und sah Tom über den Rand hinweg listig an, „schändlich und erfreulich."

Er lachte. „Danken Sie Gott, daß Sie nicht mit Peggy hier sitzen. Sie würde sofort ein philosophisches Gespräch darüber mit ihnen beginnen."

„Sie sollen sich nicht immer über Peggy lustig machen. Ich finde es wunderbar, wenn junge Mädchen so sind."

„Ich auch", sagte er, „aber alles mit Maß. Ich habe ihr zum Geburtstag Kants Kritik der reinen Vernunft geschenkt, aber nach zehn Seiten hat sie zu heulen begonnen und sich als das dümmste Geschöpf der Erde bezeichnet. Ich hoffe, sie auf diese Art bald von ihrem Drang nach höheren Dingen kuriert zu haben."

„Peggy ist reizend", sagte Alice und griff nach einer Zigarette.

„Im Gegensatz zu ihrem Bruder" fügte Tom hinzu.

Alice nickte heftig. „Ein schlechter Mensch."

Er nickte noch heftiger. „Ich würde mit so einem Menschen nicht umgehen."

„Ich auch nicht."

„Sie tun es aber."

„Nur notgedrungen."

„Ist dem nicht abzuhelfen?"

„Doch. Über Bord werfen."

„Mich über Bord werfen?"

„Wen denn sonst?" sagte sie herausfordernd und warf den Kopf zurück.

Sein Blick ließ sie keine Sekunde aus. Er hatte den Ellbogen auf die Lehne des Sessels aufgestützt und fuhr sich, während er sprach, mit den langen, feingliedrigen Händen über das Kinn. Wenn man Thomas Howard betrachtete, so konnte man wirklich keine Ähnlichkeit mit seiner Schwester Peggy entdecken.

Er hatte ein schmales Gesicht mit tiefliegenden grauen Augen, die unter leicht gesenkten Lidern forschend und anscheinend voll unerschütterlicher Ruhe hervorblickten. Er hatte dunkelbrauens, leicht gewelltes Haar, eine gesunde rotbraune Gesichtsfarbe und sah bedeutend jünger aus, als er war. Aber das hervorstechendste an Thomas Howard war doch wohl die überlegene Gelassenheit, die in allen seinen Gesten, Worten und Handlungen zum Ausdruck kam. Sogar jetzt, da er besonders aufgeräumt und fast jungenhaft fröhlich war, konnte sich Alice nicht völlig befreien von dem geheimen Respekt, den sie immer vor ihm empfand. Sie versuchte, dieses Gefühl abzuschütteln und in ihm einen Mann wie jeden anderen zu sehen, doch das Zwingende seiner Persönlichkeit ließ sie niemals los. Sie vermochte mit ihm nicht ganz so leicht zu scherzen wie mit anderen Leuten, sie hatte immer das deutliche Gefühl, daß etwas Besonderes an Thomas Howard war. In Wirklichkeit bedeutete dies natürlich nichts anderes, als daß sie ihn liebte. Das aber hatte sich Alice noch nicht eingestanden.

Sie hatte eigentlich mit Howard noch nie über ihre gemeinsamen Beziehungen gesprochen, und im Grunde erwartete sie, daß während dieser Reise das Entscheidende gesagt werden würde, hatte aber dennoch eine geheime Angst vor diesem Augenblick.

Howard nahm das heitere Geplänkel wieder auf. „Wenn Sie mich über Bord werfen, Alice", sagte er, „weil ich ein schlechter Mensch bin, dann fressen mich die Haie."

„Die Armen!"

„Sie meinen also auch, daß ich unverdaulich bin?"

„Wieso auch?"

„Weil es auch meine Meinung ist."

Alice hob den Zeigefinger und sagte lobend: „Selbsterkenntnis ist der erste Schritt . . ."

Er klopfte seine Pfeife im Aschenbecher aus. „Und was könnte man tun, um noch rechtzeitig ein guter Mensch zu werden?"

Alice tippte mit dem Fingernagel gegen ihr leeres Glas. „Man könnte mir noch so ein Ding bestellen."

Und jetzt sagte Howard völlig unvermittelt, ohne sich zu rühren und in dem gleichen Tonfall, in dem er bisher gesprochen hatte, jedoch in englischer Sprache: „Alice, ich liebe Sie!"

Alice hatte ein Gefühl, als erstarre sie zu Stein. Hätte er es deutsch gesagt, so hätte sie es vielleicht peinlich empfunden, denn die deutsche Sprache ist so sehr gestuft und differenziert, daß Worte wie „Ich liebe Sie!" im Grunde nur als ein ziemlich grobkörniges Gewand für etwas sehr Zartes erscheinen müssen. In der englischen Welt jedoch hatten die drei Worte einen anderen Klang; sie sagten alles.

Und jetzt, im dunklen Schreibzimmer, wo nur das kratzende Geräusch einer Schreibfeder und das ferne Dröhnen der Maschinen dumpf vernehmbar war, da blieben die drei Worte in der Luft schweben, sie umflatterten Alice wie betörende Zaubervögel und sie mußte, da sie in tiefe Verwirrung geraten war, die Augen senken und fand keine Antwort.

Er neigte sich ein wenig vor.

„Sie mußten es wissen, Alice", sprach seine dunkle, sehr weiche Stimme, „von Anfang an drängte doch alles dahin. Sie können in mir nicht nur einen guten Freund gesehen haben, Alice. Sie mußten wissen, daß ich Sie liebe. Sind Sie bestürzt?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Lieben Sie einen andern?" fuhr er leise fort.

Abermals schüttelte sie den Kopf.

Er berührte mit den Fingern ihre heiße Wange. „Mögen Sie mich denn nicht, Alice?" fragte er fast unhörbar.

Sie zog plötzlich seine Hand empor und drückte sie gegen ihre glühende Wange. So verharrte sie, mit geschlossenen Augen, und gab keine Antwort.

Aber die erwartete Howard gar nicht mehr.

*

Nach dem Diner wurde in dem prunkvollen, zweistöckigen Saal der ersten Klasse getanzt.

Die Stimmung an Bord, tagsüber recht gedrückt und pessimistisch, war in das krasse Gegenteil umgeschlagen, denn natürlich hatte Mr. Bailie recht behalten, als er einen baldigen Wetterumschlag in Aussicht stellte. Der Abend war warm und sommerlich mild und die Freude der Reisenden fand einen lärmenden Ausdruck. Fast an allen Tischen wurde Sekt getrunken. Sekt in solchen Mengen, wie sie nur auf amerikanischen Vergnügungsschiffen denkbar sind.

Peggy, in einem tiefausgeschnittenen, weißen Abendkleid aus enganliegender, glänzender Seide, angetan mit ihrem kostbarsten Schmuck, zerbrach sich seit einiger Zeit darüber den Kopf, was wohl zwischen Tom und Alice vorgefallen sein mochte.

Natürlich wußte sie, wie es um die beiden stand; Kopfzerbrechen bereitete ihr lediglich das jeweilige Stadium. Und die Zeit der tastenden und beobachtenden Reserve schien jedenfalls vorbei. Ein Blinder mußte merken, daß hier genau das saß, was man ein Liebespaar nannte, ängstlich darauf bedacht, keine Gelegenheit zu oftmals recht unmotivierten Berührungen der Hände, Arme, Füße oder Knie unausgenützt vorbeigehen zu lassen. Wenn sie auch nicht dahinterkam, was eigentlich vorgefallen sein mochte, so war doch Peggy jedenfalls befriedigt über den Lauf der Dinge, denn sie liebte Alice fast ebenso, wie ihren großen Bruder Tom und sah in ihr bereits mit großer Selbstverständlichkeit ihre zukünftige Schwägerin. Daß alles flott vonstatten ging, fand ihren Beifall. Im übrigen aber hatte Peggy eine Wut.

Erstens, weil Tom sie unaufhörlich erwähnte, weniger Sekt zu trinken, zweitens, weil Mr. Bailie sie tief enttäuscht hatte und drittens, weil sowohl Tom als auch Alice sie mit eben diesem Bailie, der sich leider als Niete entpuppt hatte, auch noch neckten.

Streifte zum Beispiel ihr völlig unschuldsvoller Blick einen zufällig vorbeigehenden jungen Mann, dann sagten Tom und Alice wie aus einem Munde: „Nicht mit fremden Herren kokettieren, Peg! Sonst sagen wir's Mister Bailie!"

Oder Tom sah mit bekümmerter Miene auf die Uhr, schüttelte den Kopf und sagte: „Ich fürchte, Peg, dein Freund Bailie hat dich heut abend im Stich gelassen."

Und Alice, im gleichen Tonfall: „Sicherlich muß er einer jungen Dame den Maschinenraum zeigen."

(Fortsetzung folgt.)

Der rettende Traum.

Geschichtchen um die Notbremse von O. G. Foerster.

Der „tolle Baron" von Romberg, von dessen Schalkstreichen uns Josef Winckler erzählt hat, begehrte vor rund sechzig Jahren von der Eisenbahnverwaltung, daß man ihm bei seinem Dorf Bullbergen eine Bahnstation errichtete.

Natürlich wurde der Antrag abgelehnt: Bullbergen sei ein gar zu kleines Nest . . .

Der tolle Baron half sich auf seine Weise. Jedesmal, wenn er aus Münster mit der Bahn heimkehrte, zog er, sobald Bullbergen in Sicht kam, die Notbremse und brachte so den Zug zum Halten. Mit fürstlicher Grandezza berappte er die dreißig Silberlinge Strafe, und die Bauern aus den Nachbardörfern hatten ebenfalls von diesem einfachen Verfahren Nutzen. „Foahrt Ji nich wedder noa Münster, Herr Baron?" fragten sie. Wenn er fuhr, kamen sie mit, und auf der Rückreise sparten sie, mit dem Baron aussteigend, zehn Kilometer Wagenfahrt.

Die Bahnverwaltung gab nach. Als Romberg einen Schnellzug, in dem ein russischer Großfürst saß, mit der Notbremse zum Halten brachte und der Moskowiter, ein Attentat wähnend, Zeter und Mordio schrie, baute man für den hartnäckigen Edelmann endlich die Bahnstation . . .

*

Der deutsche Physiker W. K. Röntgen erzählte gern einen Studentenstreich: Zwei Musensöhne fuhren mit der Bahn nach Würzburg. Die Luft war heiß und stickig. Einer der beiden versuchte, das Fenster zu öffnen — seine Kräfte versagten.

Da erhob sich ein mitreisender Bauer, ein hühnenhafter Kerl, ging auf das Fenster zu und öffnete es mit kurzem Ruck. Sodann blickte er die beiden Jünglinge triumphierend an: „Ja, hier", sagte er und wies mit dem Finger auf die Stirn, „da habt ihr's! Aber hier" — er zeigte seinen muskulösen Arm — „da fehlt's bei euch!"

Nicht lange danach schritt der andere Student auf die Notbremse zu, packte den Griff und tat, als zöge er aus Leibeskräften daran. Schließlich schüttelte er den Kopf und ließ die Hand sinken. Wiederum trat der Riese herzu, legte die Faust um den Griff und zog die Bremse herunter. Der Zug hielt, ein Schaffner kam, der Bauer gestand verblüfft, die Bremse gezogen zu haben — und mußte 50 Mark zahlen.

„Ja, hier", sagte der Student und wies auf den Arm, „da habt ihr's! Aber da oben, da fehlt's halt!"

*

Vor einigen Jahren fuhr eine junge Frau in einem englischen Personenzug nach London. Sie schlief ein und hatte einen entsetzlichen Traum: Zu ihren Füßen breitete sich eine ungeheure Wasserfläche aus, der Spiegel stieg höher und höher, schon reichte er der Frau bis an die Kehle — da erwachte sie und hängte sich, als wollte sie ihr Leben retten, mit einem Schrei an die Notbremse. Der Zug hielt, und zwar wenige Meter vor dem Einbiegen in eine Zweigstrecke. Im gleichen Augenblick donnerte auf dieser ein Schnellzug daher. Der Griff nach der Notbremse hatte einen fürchterlichen Zusammenstoß verhindert. In diesem Fall vergaß man, die junge Frau zu bestrafen. Die Fahrgäste veranstalteten sogar eine Sammlung, um ihr ein Geschenk zu überreichen.

Zwei Freunde wetteten: es ging um die Pünktlichkeit der englischen Eisenbahnen. Der eine behauptete, seit fünfzehn Jahren sei der Zug, in dem sie saßen, noch nie mit Verspätung eingetroffen. Der andere meinte, er werde sich heute sicher verspäten. Sie wetteten um zehn Pfund.

Fünf Meilen vor dem Endziel brachte der zweite den Zug durch die Notleine zum Stehen. Er bezahlte willig die verlangten fünf Pfund Strafe. Der Zug aber lief mit fünf Minuten Verspätung ein, und der Sünder verdiente fünf Pfund. . . .

*

Eine amerikanische Stenotypistin fuhr nachts in der Eisenbahn. Sie schlief ein, und als sie aufwachte, sah sie einen Mann, der ihr gegenüber saß und sie unverwandt mit unheimlich starren Augen musterte. Der Blick machte sie verwirrt, und als der Mann sie hypnotisch weiter fixierte, war es für sie ausgemacht, daß er ein Verbrecher oder ein Wahnsinniger sein müsse.

Kurz entschlossen sprang sie auf und zog die Notleine. Der Schaffner erklärte ihr die Grundlosigkeit ihrer Angst: ihr Gegenüber war ein Blinder. Er hatte übrigens die ganze Zeit geschlafen. . . .

*

Den sonderbarsten Grund für die Benutzung der Notbremse gab ein schwedischer Kaufmann an. Während einer Fahrt geriet er in einen lebhaften Meinungsstreit mit seiner Frau darüber, wie sie den Urlaub verbringen wollten. Aus anfänglicher Neckerei wurde heftiges Gezänk, und als dem Ehemann die Puste ausging, zog er die Notbremse.

„Was ist denn geschehen?" fragte der herbeieilende Schaffner aufgeregt.

„Mit meiner Frau kann man nicht reden!" sagte der Mann pathetisch. „Ich steige aus!"

Und ehe es sich jemand versah, war er tatsächlich ausgestiegen. Es herrschte stockfinstere Nacht, und dichter, pfadloser Wald schloß die Bahnstrecke ein. In ihm verschwand der Mann, seine Frau und den Schaffner ihrer Verblüffung überlassend.

Die Verbindung.

Skizze von Erwin Sedding.

Höntsch war auf Eberlein nicht gut zu sprechen, und Eberlein mochte Höntsch nicht leiden. Worum — wußten sie beide nicht, denn sie hatten sich nie etwas getan. Es war statt der Liebe eine Art Feindschaft „auf den ersten Blick".

Höntsch und Eberlein hatten denselben Weg zur Arbeitsstätte. Kauten, wenn es regnete auf der Plattform der Elektrischen finster an ihren Zigarren, — gingen, wenn der Himmel sich freundlich zeigte, in gemessenem Abstand voneinander zu Fuß durch die einsame Ahornallee.

Hier lag eines Abends eine Frau am Bordstein, von einem Radler umgeworfen, der sich feige in die Dämmerung geflüchtet hatte. Höntsch entdeckte die Verunglückte als erster. Sie hatte die Augen geschlossen und schien vor Schmerzen ohnmächtig. Was war zu tun? In der verödeten Straße ein einziger Mensch: Eberlein.

Höntsch wartete, bis jener herangekommen war, dann sagte er: Wir müssen eine Droschke holen! Was meinen Sie?"

Eberlein knurrte, aber er begab sich sofort zur nächsten Fernsprechzelle. Als die Taxe heranfuhr, blieb, da sie die Wohnung der Fremden nicht wußten, nur die Klinik.

Höntsch und Eberlein saßen nebeneinander auf den Notsitzen. Es fiel ihnen ein, daß es praktischer gewesen wäre, die Unfallstelle zu benachrichtigen. Wer bezahlte nun den Fahrer?

„Warten Sie!" sagte Eberlein zu dem Mann, als er hinter Höntsch und hinter der Tragbahre mit in die Vorhalle des Krankenhauses gehen wollte. Da waren ein Fahrstuhl, der die Verunglückte aufnahm, ein Anmeldezimmer mit einer freundlichen Pförtnerin, große Meldebogen, auf denen Höntsch und Eberlein ihre Namen eintragen mußten.

Es dauerte geraume Zeit, bis dies alles erledigt war, so daß währenddessen die Fremde im Oberstock vom dienst-

hebenden Arzt bereits voruntersucht wurde. Er trat in die Halle hinunter, just als Höntsch und Eberlein sich empfehlen wollten, erfuhr von deren Hilfeleistung und bemerkte: „Meine Herren, wir werden die Patientin operieren, aber — wenn sie mit dem Leben davonkommt, so dankt sie das weniger der Chirurgie als der Entschlossenheit, mit der Sie sie uns eingeliefert!"

Er verbeugte sich.

Draußen wartete noch die Droschke.

„Rauchen Sie?" fragte Höntsch und zog sein Zigarettenetui.

„Gern!" entgegnete Eberlein. „Wie wäre es übrigens, wenn wir noch irgendwo — einen Grog trinken würden? —"

Kannibalismus bis heute straffrei.

Die Regierung von Kuba beseitigt ein altes Kriegsgesetz.

Durch das Generaltribunal der Republik Kuba wurde im Zusammenhang mit der Kassierung anderer Gesetze ein Gesetz aufgehoben, das von den Spaniern 1492 erlassen wurde, bis heute gültig war und unter gewissen tragischen Umständen die Tötung und Verzehrung von Menschen erlaubte.

Als die Spanier durch Kolumbus am 28. Oktober 1492 von Kuba Besitz nahmen und in der Folgezeit, bis 1898 dort ihre Herrschaft festigten, führten sie auch ihre eigenen Landesgesetze ein. Eines davon ist von Tragik umwittert. Es gehört zu den Gesetzen, die nur ganz selten in der Rechtsprechung zur Anwendung kamen. Tatsächlich wurde dieses Gesetz, nachweislich zum letzten Mal im Jahre 1771 zur Grundlage eines Urteils gemacht.

Im Jahre 1771 war eine spanische Viermastbark von Sevilla nach der kubanischen Hauptstadt Habana unterwegs. Ungefähr sechs Tagereisen vor Kuba geriet das Schiff in Brand. Es verbrannte so schnell, daß die in ein Boot flüchtende Mannschaft nicht mehr in der Lage war, genügend Lebensmittel mitzunehmen. Infolge widriger Winde und Abtrift irrte das Boot fast vier Wochen auf dem Atlantik umher. Es wurde endlich von einem nach Kuba gehenden englischen Segler aufgefunden. Statt der vierzehnköpfigen Besatzung waren aber nur noch zwölf Mann im Boot. Zwei der Leute waren dem furchtbarsten Kannibalismus zum Opfer gefallen. In der höchsten Not waren sie von den anderen, stärkeren Bootsinsassen getötet und verzehrt worden.

Die geretteten Schiffsleute wurden in Kuba vor Gericht gestellt, aber auf Grund des Gesetzes von 1463 freigesprochen. Das alte spanische Gesetz hatte folgenden Wortlaut:

„Der Befehlshaber einer Festung, eines Schlosses, eines festen Hauses, eines Kriegs- oder Kauffahrteischiffes, Ihrer Majestät der Königin Isabella von Kastilien und Aragonien (1451—1504, der belagert, bekämpft oder so in Not ist, daß er von Hungernot bedrängt wird und keine Nahrungsmittel mehr hat, darf, wenn alle Pferde, Hunde, Katzen und andere Tiere verzehrt sind und sonst nichts Eßbares mehr vorhanden ist, auch Menschen töten und verzehren lassen, auch, wenn es nicht anders sein kann, selbst den eigenen Sohn. Und das soll ihm nicht zum Verbrechen gerechnet werden, wenn er dadurch die Festung, das Schloß, das feste Haus, das Kriegs- oder Kauffahrteischiff für seinen Herrn länger zu halten vermag!"

Als die Vereinigten Staaten von Nordamerika 1898 Kuba zu einem Freistaat unter amerikanischer Kontrolle machten, wurden zwar viele Gesetze amerikanisiert oder durch amerikanische Gesetze ersetzt, doch dieses eigenartige Gesetz aus dem 15. Jahrhundert blieb bestehen, bis es jetzt in diesen Tagen endgültig verabschiedet wurde. Die Urschrift dieses Gesetzes und das 1771 ergangene Freispruchsurteil wurde in das Museum für Staats- und Volkskunde überführt.



Bunte Chronik



Der Kaninchenkönig.

Wissen Sie, wo sich auf der Welt die größte Kaninchenfarm befindet? Nach den neuesten Berichten aus Frankreich findet man sie in Paris. Das Institut Pasteur trägt zur Zeit mit Fug und Recht den Titel eines Kaninchenkönigs. Es ernährt über 20 000 Karnickel.

Das Schicksal der Pasteur-Karnickel ist allerdings traurig und hart. Sie sind sämtlichst dazu ausersehen, ihr Leben zur Erhaltung der menschlichen Gesundheit herzugeben. Das Institut verwendet sie zur Gewinnung eines Serums gegen die Schäden der Tollwut. Wenn ein von einem tollwütigen Hund gebissener Kranker in das Institut eingeliefert wird, werden sofort 18 Karnickel gegriffen, die nach der Impfung mit dem Bazillus im Verlauf der Kur geschlachtet werden und dadurch dem Patienten das heilkräftige Serum liefern.

Selbstverständlich findet das Institut stets neue Wege, die Leiden der Karnickel zu mildern. Ihr Schicksal bleibt deshalb doch hart genug. Sie sind verurteilt, die Schäden wieder gutzumachen, die wütende Hunde dem Menschengeschlecht zufügen.

*

Sprachliche Mißgeburten.

Gegen sprachliche Mißgeburten wendet sich ein Aufsatz der Zeitschrift „Der Türmer". Es heißt dort u. a.:

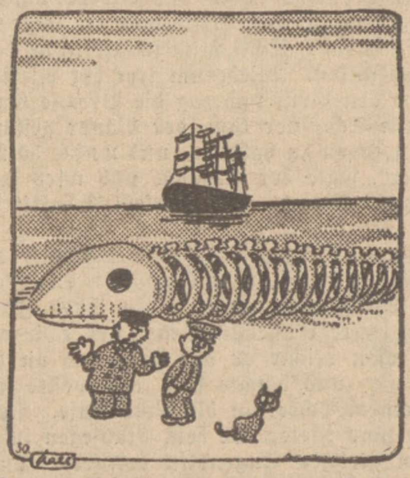
„Ist es nicht höchste Zeit, gegen Scheußlichkeiten zu Felde zu ziehen, wie „herabmindern" (kann man heraufmindern?), „gelernter Koch", „ungefähre Vorstellung", „scheinbar" anstatt „anscheinend", das berüchtigte „und" verstaubten Kaufmannsberichtstiels mit der folgenden Frageform (und habe ich das Vergnügen . . .) oder „wie" (ebenso gut wie) anstatt „als" (besser als) oder „der Einlaß gefundene Besucher", der „stattgefundene Kongreß" und der „teilgenommene Berichterstatter".

Solange solche sprachlichen Mißgeburten an der Tagesordnung sind, von anderen Beispielen wie dem ans entfernteste Ende des Satzbaues gerückten Tätigkeitswort gar nicht zu sprechen, sollen die Sprachreiniger erst recht den Mund halten, die auf eingedeutschte Fremdworte schießen und mit ihrer Schnüffelei die ganze Arbeit der Sprachpflege in Mißkredit bringen."



Lustige Ecke





„Das ist natürlich die Katze, die den Wal gefressen hat!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.